

Des Schreibers Lohn

Autor(en): **Wiesner, Heinrich**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **114 (1988)**

Heft 40

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DES SCHREIBERS LOHN

Von Heinrich Wiesner



NOCH KLINGEN SIE MIR IN DEN OHREN, jene Worte der Dame der hiesigen Gesellschaft: «Sie haben mit Ihren Büchern Ihr Haus doch längst abbezahlt!» So war ich denn gehalten, am Beispiel der «Lakonischen Zeilen», die heute ins 11. Tsd. gehen, nachzuweisen, dass von den verkauften 10 000 Exemplaren noch immer kein heutiger Monatslohn herausgesprungen sei. Ich teile die 10 Prozent vom Ladenpreis mit dem Illustrator Celestino Piatti. Sie meine den Forumsartikel in der «Nationalzeitung», verteidigte sie sich. «Ach der, ja, wieviel glauben Sie, habe ich dafür erhalten?» wollte ich von der über des Schreibers Lohn doch reichlich unzureichend informierten Gesprächspartnerin wissen. Sie veranschlagte das Honorar auf 1000 (tausend!) Franken. Ich musste mit 150 Franken kontern. Das ist die Lage noch immer, und sie ist nie anders gewesen. Beispiele lassen sich beliebig anführen.

ALS BERT BRECHT 1921 DIE KULTUR-Metropole Berlin erobern wollte, sprach er in der Honorarabteilung des Kiepenheuer Bühnenverlags vor und machte den (un)bescheidenen Vorschlag, ihm monatlich ein Salär von wenigstens 1000 Mark auszurichten, im Hinblick auf seine noch unveröffentlichten Stücke. Im folgenden Frühjahr wurde er wegen Unterernährung in die Charité eingeliefert. «Nach 24 Jahren Licht der Welt bin ich etwas mager geworden», schrieb der Dichter, «aufgewachsen als Sohn wohlhabender Eltern.» Später ja, rollte der Rubel.

Bei Kafka rollte er nie. Des Status' eines Versicherungsangestellten müde, gründete er 1911 mit seinem Schwager eine Asbestfabrik, um sich endlich vom Vater zu befreien. Zu diesem Behuf borgte er bei ihm Geld, um dadurch nur noch mehr in dessen Abhängigkeit zu geraten. Die Fabrik florierte dermassen, dass er sich einmal beinahe aus dem Fenster gestürzt hätte.

ZU EINEM ANDERN, DEN KAFKA TÄGLICH in kleinen Portionen las, um die eigene Sprache in Gang zu bringen, zu Robert Walser. Innerhalb von sechs Wochen schrieb er den Roman «Der Gehülfe», schickte das Manuskript ein mit der angemessenen Forderung von 8000 Mark. Dasselbe kam postwendend

zurück. Er sprach beim Verlagsleiter vor, der nur spöttisch die hohe Honorarforderung erwähnte, worauf der Dichter antwortete: «Sie Kamel verstehen überhaupt nichts von Literatur!» – und ging türenknallend ab. Im «Gehülfe» lässt er den «Helden» sagen: «Ich pfeife darauf, den Vorzug zu geniessen, der mit der Auszahlung eines festen monatlichen Gehalts verbunden ist. Ich verkomme, verdumme, verfeige, verknöchere dabei.» – «Man möchte sagen, dass er beim Schreiben draufgeht», attestierte ihm Walter Benjamin denn auch. Und nicht nur er.

Anders ein Heinz G. Kosalik, der in sechs Wochen offenbar auch einen Roman zustande bringt. Er schrieb bisher deren 136 in einer Gesamtauflage von 67 Millionen Exemplaren. Obwohl literarisch meilenweit unter dem Niveau eines Günter Grass oder Siegfried Lenz, die durchaus ihr Auskommen haben, kann er denn auch gelassen argumentieren: «Es geht ja nicht um das Finanzielle. Ohne Schreiben wüsste ich nicht, wie ich den Alltag verbringen sollte.» Wahr gesprochen.

WIE IST DIE FINANZIELLE WIRKLICHKEIT des «Wortproduzenten» denn nun beschaffen? Eine Umfrage, die auch schon fünf Jahre alt ist, gibt da gewisse Hinweise: Von allen befragten Schriftstellern waren nur 40 % ausschliesslich als solche tätig. Von diesen wieder lag mit 12 000 Mark Jahreseinkommen ein Drittel unter dem Existenzminimum. Blieben schliesslich noch 25 % an Überlebenskünstlern übrig, die auch nur dank Preisen, Zeitungs- und Rundfunkhonoraren überleben können.

Fassen wir die Situation des Schreibers und seines Lohns so zusammen: Der Beruf versorgt ihn mit dem täglichen Brot, die Berufung liefert den Brotaufstrich.

PS. Ich habe mein Haus noch immer nicht abbezahlt. Die Geldentwertung tut aber das Ihre, so dass ich dem Luxus des Schreibens weiterhin frönen (kommt von Fron) darf.